

Rudolf Steiner

«Schluck und Jau». Spiel von Gerhart Hauptmann.

Erstveröffentlichung: Magazin für Literatur 1900, 69. Jg., Nr. 7 (GA 29, S. 366-369)

Aufführung im Deutschen Theater, Berlin

«Schluck und Jau.» Über dieses vielumstrittene «Spiel zu Scherz und Schimpf» von Gerhart Hauptmann, das in S. Fischers Verlag (Berlin) soeben erschienen und im Deutschen Theater aufgeführt worden ist, soll erst in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift gesprochen werden. Unser Urteil weicht so sehr von dem ab, was bisher pro und kontra zu vernehmen war, dass wir erst dann hoffen dürfen, gehört zu werden, wenn sich die aufgeregten Gemüter etwas beruhigt haben.

*

«Und nehmt dies derbe Stücklein nicht für mehr als einer unbesorgten Laune Kind», so sagt der Prologsprecher, der «ein Jäger mit dem Hüfthorn, durch die geteilte Gardine aus grünem Tuch, gleichsam vor die Jagdgesellschaft tritt, der man, wie angenommen ist, im Bankettsaal eines Jagdschlusses das nachfolgende Stück vorspielt.» Ich glaube, solch deutlichen Ausdruck seiner Absichten muss man bei einem Dichter respektieren. Man hätte unrecht, wenn man eine tiefe Lebensphilosophie von einem Stück erwartete, das zu dem oben angegebenen Zweck geschrieben ist. Welcher Dichter würde eine solche verschwenden, wenn er sich als Zuschauer eine «Jagdgesellschaft» denkt und noch dazu diese durch seinen Prologsprechen anreden lässt. «Lasst, werthe Jäger, freundlich euch gefallen, dass sich zuweilen dieser Vorhang öffnet und euch zuweilen etwas enthüllt – und sich dann schließt. Lasst euer Auge flüchtig darüber gleiten, wenn ihr nicht lieber in den Becher blickt.» Ich bin als Zuschauer also berechtigt, mein eigenes Hirn einmal abzulegen und mir das eines Mitglieds einer fürstlichen Jagdgesellschaft in meine Schädelhöhle einzuschalten. Ich habe die Interessen, Gedanken und Meinungen des Fürsten Jon Rand, und es ist für mein Verständnis gut berechnet,

[367]

wenn mir Karl, mein «denkender» Genosse, seine Lebensphilosophie mitteilt. Man hat Jau, den Säufer, in einem fürstlichen Bett aus seinem Rausch erwachen lassen; man hat ihn in Fürstenkleider gesteckt und redet ihm dann ein, er sei Fürst und nicht wandelnder Strolch. Karl unternimmt dieses Manöver, um seinen Fürsten zu erheitern. Er belehrt ihn dann:

«Nimm dieses Kleid ihm ab, dies bunt gestickte,
 So schlüpft er in die Lumpen wiederum,
 Die nun zum kleinen Bündel eingeschnürt
 Der Kastellan verwahrt. Kleid bleibt doch Kleid!
 Ein wenig fadenscheiniger ist das seine,
 Doch ihm gerecht und auf den Leib gepaßt.
 Und da es von dem gleichen Zeuge ist
 Wie Träume seins so gut wie unsres Jon' -
 Und wir den Dingen, die uns hier umgeben
 Nicht näher stehen als eben Träumen, und
 Nicht näher also wie der Fremdling Jau -
 So rettet er aus unsrem Trodler-Himmel
 Viel weniger nicht als wir in sein Bereich
 Der Niedrigkeit. Wie? Was? Sind wir wohl mehr
 Als nackte Spatzen? mehr als dieser Jau?
 Ich glaube nicht! Das, was wir wirklich sind,
 Ist wenig mehr, als was es wirklich ist -:
 Und unser bestes Glück sind Seifenblasen.
 Wir bilden sie mit unsres Herzens Atem
 Und schwärmen ihnen nach in blaue Luft,
 Bis sie zerplatzen: und so tut er auch.
 Es wird ihm freistehn, künftig wie bisher,
 Dergleichen ewige Künste zu betreiben.

Die uralte Weisheit, dass die Unterschiede zwischen den Menschen nur auf einem Scheine beruhen, dass sich uns als das Wesen des Menschen etwas ganz Neues enthüllt, wenn wir aus dem Lebenstraum für eine Weile erwachen, etwas, das in jedem Menschen steckt, sei er Fürst oder Bettler - diese nicht gerade tiefe, aber doch wahre Weisheit wird hier dargestellt, wie sie in das

[368]

Hirn eines Menschen, wie Karl einer ist, passt. Und wunderbar ist der Typus solcher Menschen getroffen, die derlei Dinge, die andere längst in die Kategorie der banalsten Selbstverständlichkeiten verwiesen haben, wichtig nehmen und mit Wichtigkeit zum Ausdruck bringen. Man kennt ihn, den Grafen, der mit einer Miene, als ob er bei Buddha selbst in die Schule gegangen wäre, einige Trivialitäten aus einem Katechismus über indische Philosophie vorbringt. Trefflich ist er gestaltet, dieser philosophierende Salonheld von Gerhart Hauptmann. Auch das Nietzschehum hat heute solche philosophierende Grafen gefunden. Ich selbst kannte einen, der die kleine Ausgabe des «Zarathustra» in einem niedlichen Prachtbändchen immer in den Hosentaschen mit sich herumtrug. In der andern Hosentasche trug der gräfliche Denker eine ebenso wohl ausgestattete kleine Ausgabe der Bibel. Er schien der Meinung zu sein, dass man die Lehren des «Buches der Bücher» durch die Sprüche des Zarathustra trefflich bestätigt finden kann und dass sich Nietzsche nur geirrt habe, wenn er sich für einen antichristlichen Philosophen gehalten hat. Warum sollte es Karl, der eben solchen Geistes Kind ist, nicht einen furchtbaren Spaß bereiten, seinem Genossen klar zu machen, dass es nur der Schleier der Maja ist, der uns einen Unterschied finden lässt zwischen Bettler und König, und dass ein Bettler, wenn man ihn nur in die Lage versetzt, einen Tag König zu sein, seine Rolle ebenso gut spielen wird wie der geborene Fürst?

Der Humor, der dazu notwendig wäre, um das ganze Possenspiel durchzuführen, scheint Hauptmann allerdings zu fehlen. Er ist eine kontemplative Natur. Er legt die Seelen in wunderbarer Weise bloß. Die beiden Lampen Schluck und Jau, mit ihrer Gesindelphilosophie und Gesindellebensführung, sind herrlich gezeichnet. Die psychologische Feinkunst Hauptmanns zeigt sich in jedem Strich, mit der er diese beiden Typen charakterisiert. Dadurch sind Anfang und Ende des Stückes vortrefflich gelungen:

die Szene, die uns die beiden angetrunkenen Lumpen auf dem grünen Plan vor dem Schlosse vorführt, und die andere, am Schlusse, die sie uns zeigt, nachdem sie ihre Abenteuer im Schlosse bestanden haben und wieder auf die Straße geworfen worden sind.

[369]

Anders steht es mit dem, was dazwischen liegt. Hier hätte ein dramatischer Karikaturenzeichner seine Kunst entfalten müssen. Auf diesem Gebiete versagt Hauptmanns Begabung. Die unwiderstehliche Komik, die hier allein am Platze wäre, ist wohl nicht seine Sache. Das eigentliche Possenspiel erscheint daher matt, farblos. Shakespearesche Art wurde angestrebt. Sie ist aber überall nur halb erreicht. Damit ist zugleich darauf hingedeutet, was überhaupt als bedenklich bei diesem Stück erscheint. Es verrät keine ganze Eigenart. Man wird an so vieles erinnert, ohne dass man durch das, was neu in Erfindung und Behandlung ist, zugleich sich voll entschädigt fühlte. Weniger Shakespeare und mehr Hauptmann wäre uns lieber gewesen.

Ich bitte zu entschuldigen, dass es mir doch nicht ganz geglückt ist, mir ein fürstliches Jagdgesellschaft-Gehirn einzuschalten, sondern dass sich mein eigenes so aufdringlich geltend gemacht hat.